Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3393.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 422. **Mittwoch** den 20. August 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 20. August.

Die mit dem Depeschenwechsel zwischen dem **Kaiser** und dem **Prinz-Regenten von Bayern** sich beschäftigende Auslassung der „Augsb. Abendztg.", über die wir gestern nur nach einem Münchener Telegramm der „Frankf. Ztg." berichten konnten, liegt heute im Wortlaute vor. Sie lautet im Wesentlichen — einige scharfe Redewendungen glauben wir auslassen zu sollen — wie folgt:

„Wie officiell gemeldet wird, hat der Minister des königlichen Hauses und des Aeußeren, Graf Crailsheim, einen mehrwöchigen Urlaub angetreten. Es ist also anzunehmen, daß alle wichtigeren politischen Fragen bis auf Weiteres vertagt sind, und daß auch die Angelegenheit des bekannten Depeschenwechsels zwischen dem Kaiser und dem Prinz-Regenten zu einem Stadium gelangt ist, welches die Anwesenheit des leitenden Ministers entbehrlich erscheinen läßt. Es steht nunmehr vollkommen fest, daß die Veröffentlichung des Depeschenwechsels — und nur diese giebt der Sache ihre verhängnißvolle Bedeutung — ausschließlich auf Befehl des Kaisers erfolgt ist, nachdem sie von bayerischer Seite, wo man das Peinliche des Vorgangs von Anfang an sehr lebhaft empfand, abgelehnt worden war. Am Hoflager des Prinz-Regenten machte, wie wir hören, die Veröffentlichung, die man erst aus den Zeitungen erfuhr, eine Wirkung, für welche die Bezeichnung „Ueberraschung" auch nicht annähernd erschöpfend ist.

Von Berlin aus wird versichert, der Kaiser habe keine Ahnung davon gehabt, welche Wirkung diese Veröffentlichung in Bayern haben und welchen Gebrauch das Centrum von derselben machen werde, und man muß dieser Versicherung Glauben schenken, obgleich es schwer fällt, anzunehmen, daß dem Reichsoberhaupt die Kenntniß der Stimmungen und Verhältnisse im zweitgrößten Bundesstaate abgeht. Mit welchen Mitteln die durch den Depeschenwechsel auch in Kreisen, welche mit dem Centrum nichts zu thun haben, erzeugte Erregung seitens der Centrumspresse noch zu steigern und zu vergiften gesucht wird, davon nur ein Beispiel. Die „Pfälzer Ztg.", das Organ eines bayerischen Landtagsabgeordneten, gewährt folgendem niederträchtigen Hetzartikel an hervorragender Stelle Aufnahme:

„Beim Lesen des Telegramms des Kaisers an Se. Königl. Hoheit den Prinz-Regenten, wonach der Kaiser dem Prinz-Regenten 100 000 ℳ anbietet an Stelle der von der Kammer der Abgeordneten abgelehnten Summe zur Anschaffung von Kunstwerken, kommt einem unwillkürlich der Gedanke: Wie wäre es, wenn Se. Maj. der König von Preußen die dreißig Millionen Gulden, welche im Jahre 1866 Bayern an Preußen zahlen mußte, wieder an Bayern herauszahlen würde? Dieser Gedanke wurde ja schon im Jahre 1870/71 gehört, als Frankreich 5 Milliarden Mark zahlen mußte. Mit diesen 30 Millionen Gulden = 51 Millionen Mark, verzinslich angelegt, können auf die Dauer jährlich zwei Millionen aufgewendet werden zur Ablösung von Grundzinsen, Wohnungsgeldzuschüssen ꝛc. Das wäre eine Wohlthat, die dem ganzen bayerischen Volke zu Gute käme und dem deutschen Kaiser den Dank des ganzen Bayernlandes sichern würde."

Für derartige schamlose Hetzereien gegen das Reich machen Vorgänge, wie der in Rede stehende, auch Kreise empfänglich, die sonst der klerikalen Agitation nicht zugänglich sind. Wir meinen, daß gerade die Vertreter des Reichsgedankens in Bayern die Pflicht haben, offen und nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen, wie verhängnißvoll Actionen von der Art des Depeschenwechsels bei uns wirken; nach den bisherigen Erfahrungen können wir allerdings kaum hoffen, daß der Kaiser einer Eingabe zugänglich ist, aber wir wollen wenigstens unsere Pflicht gethan haben."

Dieser Auslassung lassen wir zunächst die Bemerkungen folgen, welche die „Nat.-Ztg." an sie knüpft:

„Der Befehl an das Wolff'sche Bureau, die beiden Telegramme zu veröffentlichen, muß unseres Erachtens als eine Regierungshandlung erachtet werden, und zwar, wenn die Angaben über die vorausgegangene Verhandlung mit dem bayerischen Hofe richtig sind, als eine Regierungshandlung von erheblicher Bedeutung, welche das Verhältniß Preußens und der Reichsgewalt zu einem Bundesstaate berührt. Die preußische Verfassung (Art. 44) besagt: „Die Minister des Königs sind verantwortlich. Alle Regierungsacte des Königs bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt". Die Reichsverfassung (Art. 17) besagt: „Die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt". Daß der Kaiser persönlich dem Wolff'schen Bureau befohlen habe, die beiden Telegramme zu veröffentlichen, wird, bis es etwa festgestellt wird, Niemand annehmen. Wer hat den Befehl erlassen? Der Reichskanzler oder ein preußischer Minister? Dann würde formell Alles in Ordnung und der Reichskanzler oder der betreffende Minister würde verantwortlich sein. Aber schon die Nichterwähnung der beiden Telegramme im „Reichsanzeiger" schließt diese Annahme aus. Wer hat also den Befehl zur Veröffentlichung ertheilt? Der Chef des Civilcabinets, Herr von Lucanus, ist unseres Wissens leidend und befindet sich deshalb seit einiger Zeit nicht in der Begleitung des Kaisers. Ist der Befehl von dem Stellvertreter des Cabinets-Chefs, Herrn von Valentini, ertheilt worden? Oder von einem Adjutanten, oder von wem sonst? Wer es auch sein mag, er würde ohne Berechtigung eine ministerielle Function ausgeübt haben. Daß der „Regierungsact", die „Anordnung" oder „Verfügung" des Kaisers infolge dessen „ungiltig" sein würde, ist eine im vorliegenden Falle bedeutungslose, lediglich formale Folgerung. Worauf es ankommt, das ist die Frage: was der Reichskanzler und das Staatsministerium — die Richtigkeit der obigen Mittheilungen vorausgesetzt — gegen die Ausübung der ihnen obliegenden, verantwortlichen Pflichten durch nicht dazu berufene Personen zu thun gedenken."

Daß der Befehl zur Veröffentlichung der beiden Depeschen eine Regierungshandlung ist, und zwar eine sehr bedeutungsvolle, weil die Veröffentlichung von bayerischer Seite abgelehnt worden war, ist unbestreitbar. Und daß eine solche Ablehnung erfolgt war, kann man bei den Beziehungen der „Augsb. Abendztg." zur bayerischen Regierung nicht bezweifeln. Das preußische Staatsministerium hat aber unseres Erachtens mit dieser Regierungshandlung des Kaisers nichts zu schaffen und eine Verantwortung für sie nicht zu übernehmen. Das dürfte allein Sache des Reichskanzlers sein, dem jedenfalls die Pflicht obliegt, nicht nur festzustellen, wer dem Wolff'schen Bureau die Depeschen zur Veröffentlichung übergebracht hat, sondern auch — und das vergißt die „Nat.-Ztg." —, zu untersuchen, wie dieses Bureau dazu gekommen ist, wenigstens den nichtbayerischen Blättern die irreführende Meldung zu machen, es sei nicht von Berlin, sondern von München aus zur Veröffentlichung veranlaßt worden. Daß der Kaiser von dieser Meldung nichts gewußt hat, ist selbstverständlich. Von besonderer Wichtigkeit aber ist es, den Urheber festzustellen, da er zu der irrigen und in Bayern besonders anstößigen Annahme geführt hat, der Münchener Hof habe die Veröffentlichung veranlaßt, um die das Centrum betreffenden scharfen Worte des Kaisers bekannt werden zu lassen. Ist erst dieser Annahme der Boden völlig entzogen, so wird sich die Aufregung in Bayern wenigstens etwas beruhigen. Es bleibt freilich noch genug zurück, was die Erinnerung an die Veröffentlichung nicht nur in Bayern noch lange erhalten wird — länger jedenfalls, als der „Fall Lübning", mit dem ein Theil der Presse sich tagtäglich in spaltenlangen Artikeln beschäftigt, um den politisch ungleich wichtigeren, aber auch heikleren „Fall Berlin-München" kurz abthun zu dürfen, der wieder einmal eindringlich die Berechtigung der Mahnung Bismarck's beweist, der Monarch möge sich möglichst selten ohne „ministerielle Bekleidung" vor der Oeffentlichkeit bewegen.

In erfreulichem Gegensatze zu den mannigfach in deutschen Blättern erhobenen Klagen, daß die **deutschen Interessen im Auslande** nicht genügend gewahrt würden, steht eine elegische Auslassung der „Shanghai-Times" vom 11. Juli über die Bevorzugung der Deutschen gegenüber den Engländern und den Amerikanern bei Auszahlung der aus den Boxer-Unruhen datirenden Entschädigungsansprüche. Das englische Blatt in Shanghai schreibt u. A.:

„Unsere deutschen Freunde können sich aufrichtig beglückwünschen, einen offenkundigen Vorsprung vor ihren englischen und amerikanischen Wettbewerbern im fernen Osten davon getragen zu haben. Diesmal liegt der Sieg nicht auf dem Gebiete des Handels, sondern ist mehr diplomatischer Natur, da er die Alles umfassende Frage der Auszahlung der von China zu zahlenden Entschädigungen aus den Boxer-Aufständen vor zwei Jahren betrifft. Von allen Nationen, welche aus dieser höchst denkwürdigen Zeit an China Forderungen zu erheben haben, sind nun die Deutschen die Ersten, welche etwas auf Grund ihrer Rechnungen ausgezahlt erhalten, während die anderen Nationen auch noch nicht einen Schimmer chinesischen Geldes zu sehen bekommen und wahrscheinlich auch noch manchen lieben Tag darauf warten müssen."

Die „Shanghai-Times" giebt dann das vom 22. Juni datirte energisch gehaltene Circular des deutschen General-Consuls Knappe wieder, das den Modus der Auszahlung der Entschädigungsansprüche für die chinesische Regierung bestimmt, und fährt dann fort:

„Und wirklich, die Auszahlungen seitens der Deutsch-Asiatischen Bank nahmen am 10. Juli ihren Anfang. Manch schönes Stück Geld der kaiserlichen Majestät zu Peking erhielten jene Leute für ihre Ansprüche, die glücklich sind, in Kaiser Wilhelm II. ihren Souverän zu sehen."

Dann ergießt sich die volle Schale des Zorns der „Shanghai-Times" über die unglücklichen englischen und amerikanischen Generalconsuln, die es nicht verstanden, die Ansprüche ihrer Landsleute durchzudrücken. Ingrimmig heißt es dann schließlich:

„. . . . Die Chinesen bezahlten den Deutschen das Geld — zum Theil wenigstens — aus und werden mit dem freundlichsten Gesicht so fortfahren, bis Alles bezahlt ist — — oder der mächtige Schirmherr der Deutschen, Kaiser Wilhelm II., den Gott erhalten möge, wird sie morsch lehren. Die Engländer und Amerikaner gehen mit den Chinesen zu höflich um (??). Die Deutschen dagegen wissen, daß der geschmeidige, schlaue Orientale sich seinen Verpflichtungen entzieht, wo er nur immer kann, und verstehen deshalb keinen Spaß. Diese rasche Erledigung der deutschen Ansprüche ist ein neuer, thatsächlicher Triumph für die Politik, sich nicht mit vielen Verhandeln abplagende deutsche Diplomatie. Das ist die von Bismarck beliebte Methode, die sich heute noch ebenso erfolgreich erweist, wie sie es in den Händen des „Eisernen Kanzlers" gegenüber einem ganz anderen Volk und Land vor einigen dreißig Jahren trübseligen Andenkens war."

Die kleine diplomatische Niederlage der Engländer in Shanghai in Sachen der Entschädigungsansprüche ist natürlich lediglich auf die Gutherzigkeit Englands zurückzuführen! Wer verfährt darüber nicht mitleidvolles Rühren? Aus dem elegisch-grimmigen Erguße der „Shanghai-Times" spricht aber die unumwundenste Anerkennung für die diplomatische Geschicklichkeit unseres deutschen Generalconsuls Dr. Knappe und das Ansehen, welches der deutsche Name sich im fernen Asien erworben hat.

Ueber das Ergebniß der vorige Woche zum Abschluß gelangten **Conferenz der colonialen Minister des britischen Reiches** schreibt Dr. Carl Peters in der Londoner „Finanz-Chronik" u. A.:

Zum ersten Mal ist durch die Conferenz von 1902 das britische Reich als eine commerzielle Einheit anerkannt worden. Die Colonialminister haben das Princip von Differentialzöllen zwischen England und seinen überseeischen Besitzungen zugestanden. Nach Art des Vorgehens von Canada sollen von jetzt ab auch in den anderen Colonien englischen Gütern Erleichterungen gegenüber den ausländischen gewährt werden. Aber es soll dabei nicht einheitlich reglementirt werden, sondern man will es jedem einzelnen Gebiet überlassen, seinen Bedürfnissen gemäß, selbstständige Zollbedingungen zu schaffen. Von diesem Beschluß bis zu einem großbritannischen Zollbund ist noch ein weiter Weg. Indeß ist der Anfang dazu gemacht; und vermuthlich wird es den britischen Reichstheilen ähnlich gehen, wie den Staaten des deutschen Zollbundes. Auch in Deutschland gab es vor Einführung der Zolleinheit bekanntlich eine Unmenge von Erwägungen, welche da meinten, daß diese oder jene Provinz in ihren Sonderinteressen durch das Aufgehen im Ganzen geschädigt werden würde, während sich doch schließlich herausstellte, daß der „Sprung ins Dunkle" Allen zum Segen gereichte. Diese Schädigungen in einzelnen Zweigen gleichen sich nämlich am Ende aus, und Alle gewinnen durch den erhöhten Handelsumsatz, welcher die sichere Folge der Verbindung ist. Das industrielle England könnte sich getrost mit seinen ackerbautreibenden Colonien zollvereinlich zusammen- und gegen das Ausland abschließen; das Endergebniß müßte ein Aufschwung aller Betriebe in Europa und über See, und schließlich die wirthschaftliche Unabhängigkeit des Größeren Britanniens von der übrigen Welt sein. Zwar ist Großbritannien heute noch auf Getreide aus Argentinien, Fleisch aus den Vereinigten Staaten, Obst und Gemüse aus Frankreich, Deutschland und Holland, Butter aus Dänemark ꝛc. angewiesen;

Feuilleton.

Das Fräulein von Saint-Sauveur.

15] Roman von Gréville.

(Nachdruck verboten.)

Fünfzehntes Capitel.

Jehan von Olivettes war auf dem Schauplatze seiner Triumphe von Neuem aufgetaucht. Doch klüger als das erste Mal, miethete er sich zwei Zimmer bei einer guten, alten Frau, so daß der Dichter nunmehr auch in Bourges ein Heim besaß.

Dieser Umstand gestattete ihm, die an ihn ergehenden Einladungen nach Gutdünken anzunehmen oder abzulehnen, sowie der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Der Herbst, der in dieser Gegend stets herrlich ist, begünstigte die Jagden, sehr zum Nachtheil der edlen Dichtkunst; immerhin begann man an den Abenden zu empfangen, und ein Diner folgte dem anderen. Wiederholt traf er in den Häusern, in die er geladen war, mit Antoinette zusammen, ohne daß er aber mit ihr sprechen konnte; denn der Marquis und Landry ließen ihn niemals herankommen. Da Jehan nicht reiten konnte, so mußte er auf das Vergnügen der Jagd verzichten, was ihn gar mancher Gelegenheit beraubte, sich zur Geltung zu bringen.

Als er eines Abends nach einer dieser Jagden bei Frau von Ornus geladen war, fand er sich ein wenig zu früh ein. Diesen Fehler begehen alle Leute, die von Anbeginn an nicht den guten Kreisen angehören; denn keinerlei Vorschrift, keinerlei Anstandsregel vermag Einem das richtige Verständniß für den Augenblick beizubringen, da man sich als Gast einzufinden hat. Dies gehört mit zu den vielen Dingen, die dem Menschen angeboren sein müssen, die sich nicht durch Erziehung aneignen lassen.

Der Abend brach an. Jehan hatte gedacht, daß die Jagdtheilnehmer vor Eintritt der Nacht heimkehren würden, und er wollte sich an diesem Augenblick ergötzen, um den gewonnenen Eindruck dichterisch auszunützen, gleichviel, ob in gebundener oder ungebundener Rede. Doch er sah sich in seiner Erwartung getäuscht, und so suchte er nach einer barmherzigen Seele im Schlosse, die ihm Gesellschaft geleistet hätte, ohne indessen Jemand zu finden. Die Herren oder Damen, die sich den Jagdtheilnehmern nicht angeschlossen hatten, weilten in ihren Zimmern, und so beschloß denn Olivettes, sich unter dem fallenden Laube zu ergehen, das von einer ganzen Schaar von Gärtnern zwar fortwährend hinweggeschafft wurde, aber die Wege trotzdem immer wieder bedeckte, da die warme Herbstsonne seinen Fall noch beschleunigte.

Octoberbetrachtungen sind selten heiter; diejenigen des Dichters aber waren geradezu trostlos. Seine Angelegenheiten gediehen nicht; dieser Umstand war nicht hinwegzuleugnen. Yolande war — aus bester Berechnung — unzugänglicher geworden; vielleicht auch erschien er ihr weniger verführerisch, als in den ersten Tagen. Dabei hatte sich Jehan, der den Quartalsbetrag seiner bescheidenen Leibrente behoben hatte, sehr elegant ausgestattet; allein, das Sammetwams war nicht mehr zu sehen, besser gesagt, es hatte seinen Werth verloren.

Auf dem Ball, der dem Diner folgen sollte, würde auch Yolande erscheinen; das hatte Frau von Ornus nicht ohne ein boshaftes Funkeln der schönen, kalten Augen dem Dichter selbst verrathen. Sollte er Alles auf seine Karte setzen, das heißt, auf die trügerische Hoffnung, Antoinette jemals zu erobern, endgiltig verzichten und sich mit voller Kraft der Bestürmung der Festung Tournelles widmen?

Auch damit setzte er sich einer großen Gefahr aus. War der Augenblick nicht bereits verstrichen und versäumt worden, da es ihm möglich gewesen wäre, König in dem modernen Schlosse zu werden?

Bei diesem Puncte seiner Erwägungen angelangt, mußte sich Jehan gestehen, daß er allein die Schuld daran trage. Weshalb hatte er aus den errungenen Vortheilen keinen besseren Nutzen ziehen können? Das köstliche Gesichtchen Antoinetten's hatte ihn in Bande geschlagen, und wie ein richtiger Dummkopf hatte er sich . . .

Jehan erhob sich hastig von der Bank, auf welcher er bisher gesessen. Die Bank war aus Stein, und um sechs Uhr Abends im October ist jeder Stein kalt, zumal, wenn man sich in Salontoilette befindet und nur einen dünnen Ueberzieher hat, um sich gegen die Kälte zu schützen. Er machte einige Schritte und stand bei der Biegung einer Allee vor dem Baron, den er unehrerbietig genug einen alten Geck zu nennen pflegte.

„Ah, Sie sind es?" fragte der Baron, sein Glas zurechtrückend. „Sie gehen also nicht auf die Jagd?"

Olivettes mußte seine geringe Vertrautheit mit den Jagdgebräuchen eingestehen, worauf der alte Edelmann fortfuhr:

„Ich selbst jage nicht mehr. Ich hatte eine herrliche Stute, herrlich, sage ich Ihnen! „Locuste" hieß sie, Vater „Wellington", Mutter „Glucine"; ein göttliches Thier! Sie brach sich ein Bein, als sie einst in ein Maulwurfsloch trat. Haben Sie schon einmal ein solches Pech gehört? Seither wollte ich kein anderes Thier mehr besteigen; ich bethätige auf diese Weise meine Trauer um den erlittenen Verlust."

„Alter Narr!" sagte sich Jehan im Stillen. „Wird er vielleicht über lauter Pferde schwatzen, bis man zu Tische geht?"

„Nur ein Pferd giebt es, welches ich vielleicht noch besteigen hätte", plauderte der Baron weiter. „Doch nun hat es Villoré angekauft. Es freut mich, daß es gerade in seine Hände kam; denn Villoré allein ist dieses Hengstes würdig. Er heißt „Lucifer". Kennen Sie ihn?"

„Wen? „Lucifer?"

„Nein, Villoré?"

„Ja, ich kenne Herrn von Villoré ein wenig."

„Ein ausgezeichneter Reiter, der mit Pferden Bescheid weiß, wie kaum ein Zweiter. Wollte er rennen lassen, so würde er uns alle Preise vor der Nase fortschnappen. Doch er will nicht."

„Weshalb denn nicht?"

„Weiß der liebe Gott; ich glaube, weil er sich nicht bemerkbar machen will."

„Daran thut er Unrecht", meinte Jehan.

„Nicht wahr? Ein so trefflicher junger Mann! Und welch' ein Pferd dieser „Lucifer" ist! Gern möchte ich Villoré auf seinem Rücken sehen. Dieser Hengst thut Alles, was man von ihm will, man kann ihn an einem Seidenfaden lenken."

„Wen? Villoré?"

„Nein, sondern „Lucifer". Der vermag sich im Kreise zu drehen, wie ein Kreisel. Doch da kommen ja schon unsere Jäger!"

Das geübte Ohr des Barons hatte schon von Weitem die Töne der Jagdfanfare vernommen; ohne sonderliche Eile wendete er seine Schritte dem Schlosse zu, und Jehan folgte ihm.

In dem großen Hofe des Feudalschlosses, der mit einem Male von fünfzig qualmenden Fackeln erhellt wurde, waren die Jäger angelangt. Wie eine fröhliche Bewegung ging es durch die frische Abendluft, die unter den dichten Aesten der mächtigen Eichen ziemlich kühl zu nennen war. Eine Atmosphäre des Triumphes, der etwas Wildes und dennoch auch etwas Hochcivilisirtes an sich hatte, verbreitete sich mit einem Male bei der in schönster Ordnung erfolgenden Ankunft der herrlich berittenen Jäger, der an Riemen festgehaltenen Hunde, der Treiber und bei dem lustigen Klirren der Klinketten und des Zaumzeuges.

Jehan betrachtete mit einer Regung tiefen Zornes dieses sogenannte königliche Vergnügen, diesen Ueberrest einer früheren Epoche, an dem er trotz aller Bemühungen nicht theilnehmen konnte; denn man lernt nicht mehr fest zu Pferde sitzen, wenn man einmal die Dreißig hinter sich hat und man in seiner Jugend nur die hölzernen Pferde des Carousels unter sich getummelt hat.

Inmitten der Fanfarenbläser erblickte man den erlegten Hirsch auf einem Lager von grünen Blättern. Bei dem hellen Scheine der weißen Wachsfackeln trat Landry von Villoré heran, und indem er auf einen Wink der Frau von Ornus sich Antoinette näherte, erklärte er, daß die Jagdbeute ihr zu Ehren erlegt worden sei.

Die auf einer herrlichen Fuchsstute sitzende junge Dame ritt einige Schritte vor, neigte sich über das erlegte Wild und dankte ihrem Vetter mit einem köstlichen Lächeln, das gleich einem scharfen Dolche dem Dichter in's Herz drang. Die Hunde bellten und rissen an den Riemen; denn sie wollten ihren Antheil an der Beute haben; die Hörner schmetterten, und ringsum erstrahlten der Park und das Schloß in leuchtendem bengalischen Feuer. Inmitten des Qualmes und der tanzenden Lichtreflexe glitten Herren und Damen aus den Sätteln und stiegen langsam die Stufen der Freitreppe hinan. . . . .

„Sie hat das Aussehen einer Prinzessin", sagte sich Jehan. „Sie ist Euryanthe in Person. Und ich — ich bin nur ein Bauer, für den Yolande gerade gut genug sein wird", fügte er voll Bitterkeit hinzu. „Unser Adel wiegt sich gegenseitig auf."

Der Hof war wie durch Zauberei leer geworden; das bengalische Licht erlosch, die Hunde waren in den Stall gebracht worden, und das Pflaster des Hofes wurde reichlich mit Wasser besprengt, um die Spuren der Reiter und der Thiere hinwegzuspülen. Traurig langte Jehan als Letzter im Schlosse an, wo er sich in das Rauchzimmer begab, während die Jagdtheilnehmer sich in ihre Zimmer zurückzogen, um die Kleider zu wechseln.

Der alte Baron, dem solch' ein Anblick nichts Neues mehr war, hatte sich in der Nähe des hell flackernden Kaminfeuers in einem bequemen Fauteuil niedergelassen, wo er friedlich eingeschlummert war; bei dem Scheine einer halb

SLUB
Wir führen Wissen.